

Zoran Ferić

Die Kinder von Patras

Aus dem Kroatischen von KLAUS DETLEF OLOF

#1. Der Wunderheiler

Der Mensch hat das Rad erfunden, um so schnell wie möglich vor sich selbst weglaufen zu können, aber dann hat ihn die Geschichte eingeholt. Etliche von uns haben neben der allgemeinen noch ihre eigene, nicht weniger schreckliche Geschichte, vor der sie ihr ganzes Leben vergeblich davonlaufen. Deshalb ist mir der Eingang in das Haus, in dem ich aufgewachsen bin, immer wie eine Falle vorgekommen. Wenn sich die massive Eichentür mit den kleinen Milchglasquadraten öffnete wie bei einem Krankenwagen, prallte man gegen einen mannshohen Spiegel, der der Tür genau gegenüberstand. So erblickten die Gäste in unserem Haus regelmäßig zuerst sich selbst, da der Öffnende ein wenig zur Seite treten musste. Und das erste, was sie sahen, war das für den anderen aufgesetzte Lächeln. Indem sie einem anderen zulächelten, begegneten sie sich selbst.

Auch ich habe so gelächelt, vor vierzehn Jahren, als es in Zagreb einen Luftalarm nach dem anderen gab. Mein Vater war noch am Leben, er war aber schwer behindert, weil ihm wegen seines Zuckers und infolge von Erfrierungen im Zweiten Weltkrieg das rechte Bein amputiert worden war. Wenn die Sirene losheulte, packte ich mir meinen alten Herrn auf den Rücken und trug ihn in den Keller. Mein Vater auf meinem Rücken sah nicht größer aus als ein Rucksack, und jedes Mal wenn wir an dem Spiegel vorbeikamen, überkam es mich, dass ich unserem Bild zulachen und zuwinken musste. Dann lachte auch mein Vater. Jahrelang glaubte ich, er täte es, um sich leichter zu machen. Als könnte man mit Lachen die Schwerkraft aufheben. Bis ich einige Jahre nach seinem Tod beschloss, die mit einer russischen Super-8-Kamera aufgenommenen Familienfilme auf Video zu überspielen. Da bot sich mir plötzlich ein ganz anderes Bild: Mein Vater trug mich auf dem Rücken, er lachte und winkte in die Kamera, die vermutlich von meiner Mutter gehalten wurde. Das war auf dem Pohorje 1966. Ich war fünf und sah auf seinem Rücken nicht größer aus als ein Bergsteigerrucksack. Für mich ist die Geschichte kein Kreis, sondern ein Spiegel.

Hinter der Wand, vor der diese Spiegelfläche emporragte, lag das Haus mit allen seinen Räumen: einem Wohnzimmer nebst Küche und Speisekammer sowie Arbeitskabinett zu ebener

Erde und einer Treppe, die ins Untergeschoss führte, wo sich zwei Schlafzimmer und das Badezimmer befanden. Das Grundstück, auf dem das Haus stand, war abschüssig, und als der Architekt vor sechzig Jahren die Pläne machte, entschloss er sich, die Wohnräume zum Zwecke eines schöneren Blicks und mehr Lichts ins obere und das Schlafzimmer ins untere Geschoss zu legen. Deshalb war der Eingang auch nicht straßenseitig, sondern vom weitläufigen Garten her erreichbar, in den man über eine längere Steintreppe gelangte und von dem aus das Haus eingeschossig aussah.

Dem Spiegel gegenüber standen wir auch Mitte Oktober vergangenen Jahres, als uns die letzten Mieter verlassen hatten: zwei Österreicherinnen von der Hypo Bank. Ich wollte ein paar alte Sachen aus dem Schrank im Vorzimmer holen, die dort nach Vaters Tod die ganzen vierzehn Jahre hindurch, in denen das Haus vermietet war, gelagert hatten. In der letzten Zeit war es immer schwieriger geworden, ein derart baufälliges Haus in einem Villenviertel gegen gutes Geld zu vermieten, und so hatten wir beschlossen, es zu verkaufen. Wir lebten schon geraume Zeit in Trešnjevka, in einer Dreizimmerwohnung, und waren mit dem Viertel zufrieden. Meine Frau hatte ich vom Haus immer möglichst ferngehalten, gewöhnlich war ich allein zu Verhandlungen mit neuen Mietern gegangen. Einmal fragte sie mich:

– Warum willst du nicht, dass ich mitkomme?

– Ach, wozu? – sagte ich. – Ich will es ihnen nur zeigen und komme gleich zurück.

– Das meine ich nicht – sagte sie. – Ich frage mich, was du dort versteckst.

– Nichts – sagte ich, aber es wirkte nicht sehr überzeugend. Schwerlich hätte ich ihr damals, noch am Anfang unserer Ehe, erklären können, was sich in dem Haus verbarg.

Beim Eintreten stutzte sie einen Augenblick, als sie uns im Spiegel erblickte. Das Haus war ungelüftet, die Jalousien ließen nur schmale Streifen Lichts durch, und wir beide sahen aus wie zwei Fremde.

– O Gott, ich sehe mir überhaupt nicht gleich – sagte sie, als sie an den Spiegel herantrat, und drückte sich am Kinn einen Pickel aus. Während ich die Bände der Deutschen Enzyklopädie der Naturwissenschaften aus dem Schrank nahm, war Ines schon weitergegangen, in den Raum hinter dem Spiegel. Das war, glaube ich, fatal. Der Augenblick, in dem sie ihn betrat.

Ich ging ihr nach. Sie stand mitten im Wohnzimmer, ganz im zebra-streifigen Licht, und betrachtete die Biedermeierkommode, den großen Esstisch für zwölf Personen, die antiquierten, von Motten zerfressenen Stühle und das kleine Tischchen mit der runden Pager Spitze unter dem staubigen Glas. Es war, als sähe sie so etwas zum ersten Mal.

- Gehen wir – sagte ich.
- Ich habe nicht gewusst, wie schön es hier eigentlich ist.

Sie trat ans Fenster und zog das Rollo hoch.

- Man sieht die ganze Stadt.
- Keine Chance – sagte ich.
- Wir könnten es uns wenigstens überlegen.
- Ich habe gesagt, ich werde hier nicht wohnen.

Ich wusste, dass Häuser so gefährlich sein können wie Menschen. Sie packen einen und lassen einen nie mehr los.

- Keine Chance, dass ich hier wohnen werde – wiederholte ich.

Das war Mitte Oktober. Anfang November hatten wir unsere Wohnung in Trešnjevka bereits an ein junges Ehepaar vermietet, und Ines war mit dem Notwendigsten zu ihren Eltern übersiedelt.

- Nur bis wir das Haus in Ordnung gebracht haben – sagte sie – Du weißt, dass ich ohne Badezimmer nicht leben kann.

Dafür blieb ich im Haus und brachte es langsam in Schuss. Badezimmer und Küche mussten völlig herausgerissen, Rohre und Fenster ausgewechselt, der alte Verputz abgeschlagen werden. Nach dem Unterricht beaufsichtigte ich die Arbeiten, und nachts schlief ich auf der Couch im Wohnzimmer. Ich hatte weder Küche noch Klo noch Badezimmer. Pinkeln und Scheißen im Garten, bei Dämmerung, dazu in der Mikrowelle heiß gemachte Konserven und zweimal die Woche Duschen bei der Schwiegermutter.

Kurz vor Weihnachten war der größte Teil der Arbeiten fertig. Wir kamen gut voran und brauchten nur noch die Wände zu streichen und im Bad die Fliesen zu verlegen. Das wollte ich allein tun, weil uns allmählich das Geld ausging. In dieser Zeit waren wir ständig irgendwie voneinander getrennt, so als würden wir wieder miteinander gehen. Wenn Ines nicht da war, konnten wir uns stundenlang am Telefon unterhalten, und das irgendwie ernster und offener, als wenn wir zusammen waren. Am Tag sprachen wir meistens über praktische Dinge: Wo soll welches Küchenelement hin, wie stellen wir die Möbel, oder wo montieren wir die Badewanne? Bei unseren spätabendlichen Telefongesprächen belasteten uns solche Kleinigkeiten nicht. Wir sprachen mehr über uns. Als würden wir uns erneut kennen lernen.

Am Tag vor Heiligabend arbeitete ich länger und wurde fast mit dem Streichen des Wohnzimmers fertig, das sich mit einer großen Glastür zum Garten hin öffnete. Die Eltern

meiner Frau hatten mich zum Abendessen eingeladen.

– Entschuldigt – wehrte ich ab – aber ich bin todmüde. Ich werde hier in der Gegend etwas essen.

So fand ich mich nach vielen Jahren unverhofft im Restaurant Dva Goluba am Kvatrić wieder. Im Speisesaal war kein Platz, und der Ober bat mich, am Tresen zu warten, bis ein Tisch frei würde. Dort stand schon ein Gast, auf die Ellbogen gestützt, ziemlich angetrunken, wie man es vor Weihnachten oft sieht. Mit einer Bilderbuchglatze. Ich weiß nicht, warum mir gerade sein kahler Kopf so in die Augen stach. Und noch etwas: Er sah aus, als wäre er rasch gealtert. So wie einer von diesen jugendlichen Typen, deren Gesicht man jahrzehntelang nicht die Jahre ansieht, über das die Zeit dann aber in einem einzigen Augenblick wie eine Lawine hereinbricht. Die Bedienung fragte, was ich trinken wolle.

– Nichts, danke, ich warte auf einen Tisch – sagte ich.

In diesem Moment kam der Kahlkopf torkelnd auf mich zu. Er roch nicht nach Alkohol, sondern nach gutem Parfüm. Nur, Duft, Anzug und Gesicht passten nicht zueinander. Das passiert Männern unseren Alters öfter. Wie oft habe ich vor dem Spiegel schon zu mir selbst gesagt: „An dir taugt auch nur der Anzug noch was.“

– Besser, Sie bestellen etwas – sagte er. – Ich warte auch auf einen Tisch. Schon eine halbe Stunde.

Ich erlaubte dem Mann, mir einen Jägermeister zu bestellen. Wir nippten eine Weile vor uns hin, bis er mich plötzlich von der Seite her zu mustern begann. Er studierte mich eingehend, dass es mir schon unangenehm wurde. Endlich sagte er:

– Berni, bist das du?

Ich machte eine halbe Wendung zu ihm hin. Schon lange hatte mich niemand mehr mit diesem Namen angesprochen.

– Woher kennen wir uns?

– Aus der Schule. Sechzehntes Neusprachliches. Wir sind in dieselbe Klasse gegangen. Du, Mac, Rule, Srđan und ich. Wir waren die einzigen Jungs, weißt du noch?

Ich versuchte mich zu erinnern. Plötzlich war mir klar, warum ich das Gefühl gehabt hatte, dieses Gesicht sei vor der Zeit gealtert. Einige Züge kamen mir bekannt vor, aber so als wären sie getarnt und zugleich durchmischt mit langjährigen Ablagerungen von etwas, an dem ich keinen Anteil hatte. Jetzt sah ich auf dem Stirnbein eine Narbe, sie war vorher vom Haar verdeckt gewesen. Und ich kannte auch ihre Herkunft: Zu Beginn der ersten Klasse Gymnasium

hatte Rule ihn unabsichtlich mit dem Kopf gegen die Heizung gestoßen. Er war in der Unfallklinik gelandet, hatte neun Stiche gekriegt und war einen Monat lang nicht mehr zur Schule gekommen. Als er schließlich wieder da war, mussten wir uns erst wieder an ihn gewöhnen. Es war schlimm, aber er war nicht mehr einer von uns. Er wurde es auch bis zum Abitur nicht mehr. Später war das Haar nachgewachsen und verdeckte die Narbe. Aber jetzt war sie wieder zu sehen.

Almirović Igor, der soeben die Maske einer Zufallsbekanntschaft abgelegt hatte, umarmte mich, und ich umarmte ihn. Ich versuchte krampfhaft, ihm gegenüber etwas zu empfinden, aber das einzige, was ich wirklich empfand, war der leichte Alkoholdunst, der an seinem Nacken aufstieg. Nun, da wir die gemeinsame Erinnerung an die Schule und die Klasse hatten, die im Jahr achtundsiebzig des vergangenen Jahrhunderts das Abitur gemacht hatte, brauchten wir weder Fußball noch Politik. Wir tranken noch drei Jägermeister, bevor uns der Ober mitteilte, dass noch immer kein Tisch frei sei.

– Weißt du was? – sagte Almir. – Wir bestellen Bakalar zum Mitnehmen und essen ihn bei mir zu Haus. Und du lernst meine Frau kennen.

– Ich weiß nicht – sagte ich – es wird zu spät für mich, ich bin auch schon müde.

– Red keinen Quatsch – sagte er, tätigte ein kurzes Telefonat und rief den Ober. Er bestellte vier Portionen zum Mitnehmen.

Es stellte sich heraus, dass das Haus, das er und seine Frau vor ein paar Jahren gekauft hatten, gleich neben dem meines alten Herrn auf dem Horvatovac stand und dass wir direkte Nachbarn waren. So hatte ich zu dem Haus noch einen alten Schulkameraden dazubekommen, der im Gymnasium zwar kein intimer Freund von mir gewesen war, es aber jetzt durchaus werden konnte. Bevor man uns den Bakalar einpackte, orderten wir noch je einen halben Liter Merlot. Wir sprachen von unserer Schule und von verschiedenen Begebenheiten und darüber, was für tolle Burschen wir doch damals waren. Jeder erkannte im Gesicht des anderen die eigene Deformation. Allerdings wurde nach so viel Jägermeister und Wein klar, dass wir die Erinnerung nicht miteinander teilten, sondern dass jeder seine eigene hatte, die sich hier und da mit der des anderen decken mochte. Als wir endlich aufbrachen, war Almir schon kräftig im Öl.

Vor dem Restaurant geriet er ein paar Mal ins Schwanken, und ich dachte schon, er würde stürzen. In der einen Hand hielt ich die Plastiktüte mit dem Bakalar, mit der anderen stützte ich Almir. So strebten wir die Domjanićeva in nördlicher Richtung hinauf. Es war noch nicht so spät, und auf der Straße waren noch viele Menschen, die vom Einkaufen kamen. Die

Balkone waren mit Lämpchen geschmückt, die in den unterschiedlichsten Intervallen an- und ausgingen. Auch aus dem Inneren der Häuser kam dieses intermittierende Licht. Was aber der ansonsten belebten Straße das ungewöhnlich festliche Gepräge verlieh, war die Stille. Ganz merkwürdig für diese Vorweihnachtszeit. Eine Stille, als sollte etwas Bedeutsames geschehen. Ich hielt Almir untergefasst und zog ihn mit mir bergauf, doch er blieb alle Augenblicke stehen, um mir etwas zu erklären.

– Hier kriegst du gute Tschevape – sagte er.,– Und da kannst du dir die Haare schneiden lassen. Aber geh nicht in die Konditorei.

– Taugt der Kuchen nichts? – sagte ich und zog an, damit er weiterging.

– Der Kuchen ist in Ordnung – lallte er – aber die Bäckerin hat ein verbranntes Gesicht.

Wir gingen eine Zeitlang und kamen gut voran, doch dann blieb er wieder stehen. Er sah mir in die Augen, als versuchte er erneut, mich wiederzuerkennen. Er fragte:

– Wie denkst du über Behinderte?

Wieder zog ich sanft, damit es weiterging. Ich wusste nicht, was ich ihm auf die Frage antworten sollte. Aber er hatte sich schon eingegraben.

– Im Ernst, wie denkst du über Behinderte?

Er sah mir in die Augen. Gleichgewicht war im Moment nicht seine Sache, und er musste sich an der Wand festhalten.

– Hast du gewusst, dass ich sie heilen kann?

– Red keinen Scheiß. Gehen wir.

– Ich red keinen Scheiß, ich kann sie heilen.

Er zeigte auf die kleinen Roma, die sich in der Straße im Abstand von fünfzig Metern postiert hatten und bettelten. Ein Mädchen zuckte ganz seltsam, ein anderes zeigte seinen amputierten Arm. Sie wirkten seltsam in dieser feierlichen Stille. Wir kamen an einem Jungen vorüber, der auf dem Gehweg saß und seine eingedrehten nackten Füße zeigte. Sie waren rot vor Kälte, aber er zeigte sie trotzdem, er saß auf einem Stück Pappe und gab einförmige, unverständliche Laute von sich.

– Den heile ich jetzt.

– Lass den Kleinen – sagte ich – gehen wir schlafen. Morgen heißt es wieder früh raus.

Doch Almir stand bereits schwankend über dem Kleinen.

– Mach dich bereit für ein Wunder.

Ich stand hilflos daneben, mit dem erkaltenden Bakalar in der Hand. Er nahm einen

Fünfziger und zeigte ihn dem Knaben mit den eingedrehten Füßen. Der sah zuerst ihn aufmerksam an, dann den Geldschein.

– Du kriegst fünfzig Kuna, wenn die Füße gerade werden.

– Gott segne dich, Onkel – sagte der Junge und griff nach dem Schein. Er spähte kurz nach links, dann nach rechts, als würde er prüfen, ob ihm jemand zusah, dann kehrten sein Füße in die Normalstellung zurück. Almir zog einen zweiten Schein heraus und wedelte damit vor dem Kleinen herum.

– Und jetzt: Gehen!

– Geht nicht, Onkel – sagte der Kleine, den Geldschein fest im Blick – wenn sie mich sehen, bin ich geliefert.

– Gehen! Mit dem hier heile ich dich – rief Almir und schwankte zusammen mit dem Schein.

Der Junge kam vorsichtig hoch und machte langsame Schritte. Seine kleinen Beine waren steif, trotzdem ging er auf dem kalten Asphalt, vorsichtig, als wandle er über Wasser und könne jeden Moment einsinken. Und wie er so ging, wirkten die Stille in der Straße und die lampengeschmückten Balkons, die ganze Szenerie, irgendwie erhaben. Der Junge beschrieb auf dem Gehweg einen kleinen Kreis und kehrte zu seinem Stück Karton zurück. Almir legte den Geldschein vor ihn hin. Dabei wäre er beinahe umgefallen. Ich musste ihn stützen.

– Hast du gesehen? – sagte er –, ich habe ihn geheilt.

Den Rest des Weges legten wir schweigend zurück. Mir ging das Kind nicht aus dem Sinn, wie es sich, bei all den brennenden Lichtern ringsum, auf die erfrorenen Füße gestellt hatte und langsam gegangen war. Jetzt kamen wir schon an gepflegten Häusern mit Vorgärten vorüber. Almir hatte sich beim Gehen irgendwie stabilisiert, so als hätte er sich auf gewisse Weise selbst vom Alkohol befreit, und ich brauchte ihn nicht mehr zu stützen. Ich beabsichtigte, ihn lediglich bis zu seinem Haus zu begleiten, denn es fiel mir im Traum nicht ein, mit seiner Familie zu Abend zu essen, wenn er in solch einem Zustand war.

Wir kamen am Eingang zu meinem Haus vorbei und blieben vor dem Haus unmittelbar daneben stehen. Die Tür wurde von einer lächelnden und sehr jugendlichen Frau geöffnet, so jugendlich, dass ich im ersten Augenblick dachte, sie wäre eine Studentin, eine Haushaltshilfe. Sie sah uns und wandte sich an mich, als wäre meine Anwesenheit das Allernormalste von der Welt.

– Papa hat sich ein bisschen angeschäkert, was? – meinte sie und ließ uns ins Haus. – Ich bin Sonja – sagte sie und nahm mir den Beutel mit dem Bakalar ab.

Sie gab mir nicht die Hand, so als wäre sie an solchen Formalitäten nicht interessiert. Almir zog den Mantel aus und hängte ihn auf einen Bügel. Dann half er sogar mir. Wir betraten das geräumige Wohnzimmer, das sich, so wie meines, durch eine große Glasfront zu einer rückwärtig gelegenen Terrasse hin öffnete. Die Häuser waren zur selben Zeit gebaut worden und glichen einander. Etwas allerdings stimmte mit diesem Wohnzimmer nicht. Es sah nicht so aus wie die Wohnzimmer in anderen Häusern.

– Bitte sehr, machen Sie es sich bequem – sagte Sonja aus der Küche, wo sie schon mit dem Bakalar beschäftigt war.

Ich setzte mich an den großen Teaktisch im Bali-Stil, der mitten im Zimmer stand, während Almir mit den Gläsern hantierte. Der Fernseher lief. An der Wand hingen mehrere Bilder von Mersad Berber. Schon kam Sonja zurück und legte zuerst viereckige Bastmatten auf und dann drei Teller. Alles wirkte ein wenig fernöstlich. Almir erschien mit einer offenen Flasche Pinot noir und drei Gläsern. Es grenzte an ein Wunder, dass es ihm gelang, alles in den Händen zu halten.

– Gib her, ich mach' das – sagte Sonja, stellte die Gläser neben die Teller und schenkte jedem ein wenig Wein ein. Wir stießen an.

– Ich bin Berni – sagte ich. – Ich bin mit Almir in die Schule gegangen. Jetzt sind wir Nachbarn.

– Gott sei Dank – sagte Almir. – Die Weiber aus der Bank haben ständig Partys veranstaltet.

Angestrengt versuchte ich herauszufinden, warum mir dieses Zimmer so anders vorkam. Etwas gab es da offensichtlich, aber ich kam nicht drauf, was. Sonja fing meinen Blick auf, wie er im Raum umherwanderte.

– Hat er wieder Zigeuner geheilt? – sagte sie plötzlich.

– Nur einen.

– Gut, dann hat er nicht viel ausgegeben. Manchmal heilt er gleich die ganze Straße.

Stimmt's, Papa?

– Jesus ist der beste Typ, den ich kenne – sagte Almir.

Sonja nahm einen Schluck und lächelte.

– Igor, du bist Muslim. Außerdem kannst du ihn nicht kennen, weil er vor zweitausend Jahren gestorben ist.

– Andauernd macht sie mir die Religion madig – sagte Almir. – Aber du bist Jude.

Bernstein ist ein jüdischer Name, oder?

– Ja – sagte ich. – Aber damit habe ich nichts am Hut.

Sonja ging in die Küche und nahm das Gefäß mit dem Bakalar aus der Mikrowelle. Ihre Schritte waren völlig unhörbar, sie trug irgendwelche Kinderpantoffeln in Tierform. Und jetzt war mir klar, was mit diesem Zimmer nicht stimmte: Es gab keine Sitzgarnitur. Keine Sessel, keine Couch, kein Tischchen, nichts. Nur diesen großen Teaktisch und ringsum den leeren Raum. Es gab nicht einmal einen Teppich.

Sie legte uns den Bakalar vor, und wir begannen zu essen. Wir aßen schweigend, nur von Zeit zu Zeit wischte sich einer von uns mit der Serviette die Lippen und trank einen Schluck Wein. Ich musste mich zurückhalten, um nicht reinzuhauen, denn ich hatte tierischen Hunger.

– Ich glaube, ich habe Ihre Frau gesehen – sagte Sonja. – Sie hat jm Garten gearbeitet.

In diesem Augenblick hörte ich aus dem anderen Zimmer einen lauten Ruf. Es klang wie: Mamaaaaaaa!

– Oje – sagte Sonja, ich habe versprochen, ihr auch etwas zu bringen. Lasst euch nicht stören, ich geh' sie füttern und umziehen.

– Ist das deine Tochter? – sagte ich.

– Ja.

– Wie alt?

– Siebzehn – sagte Almir und nahm sich noch vom Bakalar. – Sie heißt Marta.

Das Essen schien ihm zu schmecken. Während wir aßen, konnten wir aus dem anderen Zimmer hören, wie Sonja und ihre Tochter miteinander sprachen. Etwas stimmte nicht mit der Stimme des Mädchens. Die Tür zum Zimmer stand halb offen, aber aus irgendeinem Grund hatte ich Hemmungen hinzusehen. Als wir mit dem Essen fertig waren – sagte Almir:

– Wenn du willst, können wir draußen eine rauchen.

Wir gingen hinaus auf die Terrasse, obwohl ich sonst nicht rauchte. Es war kalt und klar, und die Kiefern in den Gärten waren mit Lichterketten geschmückt wie mit glitzernden Tränen. Der Nordwind brachte vom Sljeme scharfe Luft herab, die nach Schnee roch. Wir schwiegen und rauchten, aber ich konnte nicht aufhören, an das im Zimmer zu denken. Da sagte Almir:

– Siehst du dein Haus?

Und wirklich, unterhalb ihres Gartens lag mein Haus. Vom Rand der Terrasse konnte man schräg in mein Wohnzimmer sehen. Ich hörte, wie Sonja Almir rief, und er ging wieder hinein. Zuvor warf er seine Kippe ins Gras. Ich war inzwischen bis an den äußersten Rand der

Terrasse getreten, so dass ich gut in mein Wohnzimmer sah. Und überrascht war. Es brannte Licht. Ich ertappte mich dabei, wie ich einen Moment lang Angst hatte, ich könnte dort meinen Vater sehen, wie er mir – das Kind auf seinem Rücken nicht größer als ein Bergsteigerrucksack – zuwinkte. Offenbar hatte ich vergessen das Licht auszumachen, als ich wegging. In der Mitte des Zimmers stand die weiße Leiter, wie ein großes A, aber daneben stand jetzt wirklich jemand. Ich erstarrte. Ich brauchte einige Zeit, um zu begreifen, dass das mein Overall war, der oben an der Leiter an einem Haken hing. Es sah so aus, als wollte der leere Ärmel jeden Moment winken.

Es war seltsam und ein wenig gespenstisch, heimlich in ein Leben hineinzusehen, das erst an seinem Beginn stand. Ich weiß nicht, wie lange ich dort stand, als in einem der Nachbargärten ein Feuerwerk losging. Die Leuchtraketen zersprühten genau über uns. Es kam völlig unerwartet, das Knallen und die bunten Lichter zerstörten die Stille. Und während die Raketen verglühten, leuchteten sie auf ganz unwirkliche Weise den ganzen Raum ringsum rot, grün und gelb aus. Aus dem Haus kamen Geräusche, eine Unruhe, und dann zeigten sich Sonja und das Mädchen endlich auf der Terrasse. Sonja schob ihre Tochter in einem Rollstuhl. Die Kleine trug eine weiße Daunenjacke mit Pelzkragen und einen dicken Schlafsack um die Beine. Unter diesem Ballen Plastik und Stoff sahen nur die Räder hervor. Eine sehr helle Rakete riss den Himmel auf und erleuchtete den ganzen Raum. Das Mädchen hatte eines der schönsten Gesichter, die ich jemals gesehen hatte. Sie war unwirklich in diesem Licht und schien völlig abgehoben von den Rädern, auf denen sie sich fortbewegte.

#2. Haare im Galopp

Im Frühjahr, als die Krokusse und Schneeglöckchen blühten, die Ines im Garten ausgesetzt hatte, und die Arbeiten im Haus mehr oder weniger abgeschlossen waren, konnten wir von der Terrasse aus zusehen, wie Marta das Gehen übte. Ihre Mutter schob sie in die Mitte des Gartens und stellte die Bremse des Rollstuhls fest. Zuerst hantierte sie an den Stützen, auf denen Martas Füße standen, die sie dann, einen nach dem anderen, auf die Erde setzte. Meine Frau winkte ihr, und Sonja erwiderte den Gruß mit einem Lächeln. Es sah so aus, als würden Bewegung und Lächeln aus dem Spiegel im Vorzimmer kommen und könnten jetzt nicht wieder dorthin zurückkehren. Sonja fasste Marta unter den Achseln und hievte sie langsam empor.

So hob sie sie Tag um Tag, bis es Marta irgendwann gelang, allein zu stehen. Das war ein

Erfolg. Dann stand sie hinter ihr, hielt sie unter den Achseln und schob mit ihren Füßen langsam Martas Füße, einen nach dem anderen, nach vorn. So gingen sie mit vereinten Kräften. Sehr langsam, aber doch.

Eines Morgens, der Frühling war schon mächtig ausgebrochen, ging Ines zur Arbeit, während ich auf der Terrasse frühstückte. Plötzlich machte Sonja eine falsche Bewegung, strauchelte und ließ Marta los. Marta sank zusammen, wie wenn ein Stück Stoff losgelassen wird: langsam und wie sich zusammenfaltend. Ich stürzte hinüber und bekam jetzt zum ersten Mal die Gelegenheit, Martas Körper zu berühren. Er war weder steif noch hölzern, wie ich gedacht hatte, sondern im Gegenteil entspannt. Es war, als trüge ich eine Schlafende. Ich legte mir ihren gesunden Arm um den Nacken, während ich sie am rückwärtigen Teil der Oberschenkel und dann unter der Hüfte hielt. So, auf dem Arm, trug ich sie ins Haus, während Sonja den Rollstuhl hinter uns her schob. So würde ich sie auch nach der Hochzeit ins Haus tragen, dachte ich.

Und dann geschah etwas Merkwürdiges: Ich legte sie in ihrem Zimmer auf das Bett, aber sie hielt noch immer ihren Arm um meinen Hals gelegt. Krampfhaft. Vermutlich war das ein Reflex der Angst vor dem Fallen, und sie konnte die Bewegungen nicht kontrollieren. So fasste ich langsam ihre Hand am Gelenk und nahm sie ruhig von mir. Ihre Mutter hatte die ganze Szene beobachtet. Sie hatte das Merkwürdige gesehen, das zwischen uns stattgefunden hatte, und unsere Blicke trafen sich.

Nachdem sie Marta versorgt und zugedeckt hatte, kam sie zu mir ins Wohnzimmer. Ich saß am Tisch und blätterte in einer Zeitung.

– Willst du eine Cola? – sagte sie und holte eine Dose heraus, ohne die Antwort abzuwarten. Sie stand mit der ungeöffneten Dose mitten im Zimmer und fing an zu weinen. Es war nur ein Augenblick, mehr eine flüchtige Grimasse, die sich rasch wieder in einen normalen Gesichtsausdruck zurückverwandelte. Ich trat zu ihr, legte ihr die Hand auf die Schulter, um sie zu beruhigen, und nahm ihr die Cola aus der Hand.

– Das war das erste Mal, dass ich gesehen habe, wie sie einen Mann umarmt – sagte sie.

Von dem Moment an wollte mir die krampfhafte Umarmung, in der mich Marta einen Augenblick lang gehalten hatte, nicht mehr aus dem Kopf.

Es war schon Mitte März, als ich eine seltsame Feststellung machte: Jedes Mal wenn Ines auf der Toilette die große Not verrichtete, konnte es passieren, dass ich sie völlig vergaß. Sonst harmonierten wir miteinander und versuchten unsere Gewohnheiten mit dem neuen Haus in Einklang zu bringen: morgendliches Kaffeetrinken auf der Terrasse, häufige Benutzung der

Eckbadewanne im neuen Badezimmer, gemeinsamer Genuss des schönen Blicks auf den Garten. Und regelmäßig Liebe. Gerade deshalb überraschte mich dieses Detail. Wann immer sie sich etwas länger im WC aufhielt, vergaß ich sie, als wäre sie nie geboren. Und wenn ich das Rauschen der Wasserspülung hörte, bekam ich regelmäßig einen Schock, dass sie überhaupt existierte und dass sie so leger aus der Toilette spazierte kam. Wir waren elf Jahre verheiratet, ein Viertel meines Lebens. Ich hatte keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte. Sahen so die kleinen Risse aus, die sich später zu Schründen erweiterten, von deren steilen Klippen wir einander rufen würden in den Jahren, die da kämen?

Marta hingegen machte Fortschritte. Eines Abends, ich denke, dass wir sie damals zum ersten Mal nach dem Unfall selbständig gehen sahen, sagte Ines:

– Ich will ein Kind.

Wir saßen auf der Terrasse, es war Abend, und die Nachbarstochter machte, merkwürdig zitternd, zum ersten Mal selbständig ein paar Schritte vom Rollstuhl auf den großen Birnbaum in der Ecke unseres Gartens zu. Und Ines sagte: „Ich will ein Kind.“ Nach zehn Jahren Präservativen, nach Pille und Diaphragma hatte es nur ein paar unsicherer Schritte bedurft, und die Entscheidung war gefallen. Marta war ihr in diesem Moment wohl wie ein Kind vorgekommen, das gehen lernte. Aber ein Kind, bei dem ein Bein und ein Arm dauerhaft paralysiert waren.

An einem Freitag, es war das letzte Wochenende im März, kam Ines erst am Abend von der Arbeit angestakst, sie war ungewöhnlich aufgekratzt.

– Morgen machen wir mit Almir und Sonja einen Ausflug – sagte sie.

– Wohin?

– Du wirst schon sehen – zwitscherte sie, während sie die Schuhe auszog, dann huschte sie barfuß ins Bad hinunter. Anschließend zog sie mich ins Schlafzimmer.

Am nächsten Morgen, als ich endlich wach war, sah ich Almir, wie er vor dem Haus den Kofferraum seines Toyotas öffnete und den Rollstuhl hineinlegte. Marta kommt auch mit, dachte ich, und das freute mich. Es freute mich einfach, nicht mehr. Noch immer musste ich an den krampfhaften Druck denken und daran, wie traurig es ausgesehen haben musste. Ines stürzte, bereits angezogen, ins Zimmer.

– Beeil dich, sie sind schon fertig.

Ich stellte mir vor, wie es aussah, wenn die Mutter Marta für einen Ausflug fertig machte. Zuerst musste sie ihr helfen, aus dem Bett und zu dem Hocker zu kommen, der in der Duschkabine stand, dann ihr das helle Haar trocknen, das flatterte, als ob es aus Seidenfäden

wäre, dünn und zart wie der Flaum von Pustebäumen. Sie musste sie auch anziehen, denn Marta konnte den einen Arm nicht bewegen. Ihr Sprechen hatte sich etwas verbessert, aber noch redete sie langsam, unzusammenhängend, und manchmal kämpfte sie mit der Artikulation. Schnell zog ich mich an, doch als ich im Vorzimmer die Autoschlüssel nehmen wollte, die auf dem Tischchen neben dem Spiegel lagen, sagte Ines:

- Nein, wir fahren alle zusammen.
- Almir fährt?
- Ja, was spricht dagegen? - sagte sie.
- Dagegen spricht, dass er nie nüchtern ist.

Rasch zwängten wir uns in ihr Auto und fuhren los. Marta saß auf dem Rücksitz zwischen uns. Es war wenig Platz, und ich bemühte mich, so gut ich konnte, sie nicht zu berühren, aber von Zeit zu Zeit, in einer Kurve, wenn sich das Auto neigte, berührte mein Knie ihr Bein. Unangenehm war es mir nur bis zu dem Augenblick, als ich mich erinnerte, dass sie dieses Bein überhaupt nicht spürte. Jetzt lehnte ich mein Bein fast mit der ganzen Länge an ihres. Es war angenehm, diese Freiheit zu spüren..

- Wie kommt es, dass ihr nicht von Anfang an in dem Haus gewohnt habt? - fragte Sonja.

- Das musst du meinen Mann fragen - sagte Ines. - Etwas verbirgt er vor mir.
- Du hast doch gesehen, dass da nichts ist - meldete ich mich. - Hast du irgendetwas

Ungewöhnliches gesehen?

- Jetzt nicht - sagte sie - aber mich würde interessieren, was da war.
- Zwei alte Lesben aus der Hypo-Bank, das war das letzte - sagte Almir. - Die haben wir

vorgefunden, als wir einzogen.

- Ich meine nicht die.

Marta schwieg. Wenn wir so alle zusammen waren, vermied sie es meistens zu reden.

Wir fuhren durch Kumrovec, sahen Titos Geburtshaus, und Sonja drehte sich zu Marta um:

- Das ist Titos Haus. Siehst du das Denkmal?

Marta wandte den Kopf, und ihr Haar streifte mich an der Wange. Für einen Moment schien mir, als hätte ich meinen Kopf in seidenes Wasser getaucht, während ihr Blick über Haus und Denkmal wanderte. Wir passierten den Ort, bogen nach links ab und fanden uns an einem kleinen Grenzübergang wieder.

– Es ist in Slowenien – sagte Sonja. – Ihr werdet sehen, es wird euch gefallen.

Noch immer wusste ich nicht, was mir da gefallen sollte, aber ich ließ es sie genießen, mich in der Ungewissheit zu halten.

Nach der Grenze fuhren wir noch eine halbe Stunde, bis wir zu einer weitläufigen Wiese kamen, auf der an die zwanzig Autos geparkt waren. Es gab dort auch einen Bach, ein ziemlich großes Holzhaus mit blühenden Begonien an den Fenstern und einen Kinderspielplatz. In der Ferne sah ich Pferde. Almir fuhr mit dem Auto ins Gras, auf die Pferde zu. Die Tiere befanden sich auf einem sehr großen, mit Holzbalken umzäunten Terrain. Davor standen zahlreiche leere Rollstühle, die, ich weiß nicht, warum, in gerader Reihe aufgestellt waren.

– Leute, wir sind da. Ist es nicht schön? – sagte Sonja.

Almir öffnete die Tür, holte Martas Rollstuhl aus dem Kofferraum und klappte ihn auf. Wir zwei stiegen aus, jeder auf seiner Seite, und dann half Sonja Marta, sich irgendwie herauszuwälzen. Sie blieb am Auto stehen und sah zu den Pferden hinüber.

– Jetzt wird auch Marta reiten – sagte Sonja.

– Nein, Mama, bitte – sagte Marta mit ihrer verkrampften Stimme.

– Bist du denn nicht früher geritten? – sagte meine Frau.

– Nein.

Sie schien sich zu ärgern. Sie machte mehrere Schritte auf der mit Maulwurfshügeln übersäten Wiese, und Sonja stützte sie. Dann setzten sie sie sicherheitshalber in den Rollstuhl, und Almir schob sie Richtung Zaun, wo mehrere freie Pferde standen.

– Sie haben Speziälsättel – sagte Sonja. – Man kann sie so festzurren, dass sie nicht herunterfallen.

– Was sagst du dazu? – Ines war von irgendetwas begeistert.

– Schön – sagte ich.

– Das war meine Idee – flüsterte sie.

In der Zwischenzeit hatte Almir Marta bis an den Zaun geschoben und sprach jetzt mit einem Mann, der ein schön gestriegeltes Pferd mit glänzendem Fell am Zügel hielt. Das Tier war völlig ruhig. Almir und Sonja versuchten Marta auf das Pferd zu heben. Der Mann, der es hielt, sagte dem Pferd etwas ins Ohr. Alles sah ziemlich märchenhaft aus. Dann ging der Mann mit dem Zügel in der Hand langsam los, und das Pferd ging gehorsam hinter ihm her. Marta hielt sich am Anfang verkrampft fest, aber schon bei der nächsten Runde sah sie bedeutend besser aus. Ein Lächeln war auf ihr Gesicht getreten, und ihre Schönheit leuchtete auf. Ines und ich lehnten am

Zaun und sahen Marta beim Reiten zu. Mit einem Mal legte der Mann, der das Pferd führte, den Zügel in Martas gesunde Hand, und sie ritt allein. Noch immer ging es sehr langsam, und der Mann sprach ständig auf Marta ein. Es waren vermutlich Anweisungen, wie sie das Pferd, das sich verhielt wie eine Maschine, lenken sollte. Es war absolut gehorsam. Als sie einen Kreis gemacht hatte, kam sie in Begleitung des Führers zu ihren Eltern zurück und sagte etwas zu ihnen. Vermutlich berichtete sie, wie sie sich fühlte. Das, was ich von dieser Szene in deutlicher Erinnerung behielt, waren ihre Grimassen und das ruhige Auge des Pferdes. Mir kam der Gedanke, dass sie jetzt für das Pferd das war, was ich für meinen Vater und mein Vater für mich gewesen war: eine unnötige, aber liebe Last.

– Was denkst du? – sagte ich zu meiner Frau. – Kann sie so einen Freund haben?

– Warum sollte sie das nicht können? – herrschte Ines mich an.

Unweit von uns waren aus Brettern Tribünen gezimmert, wo die Leute saßen, die ihre Behinderten zum Reiten hergebracht hatten. Ich schlenderte hinüber. Ich kam an einem Mann vorüber, der im Rollstuhl saß. Er war ziemlich dick, in kurzer Hose, mit aufgeschwemmten Beinen. In dem Moment, als ich mich direkt neben ihm befand, stand er eiskalt auf und ging vor mir her. Er ging ganz normal und hatte sich offenbar in irgendwessen Rollstuhl nur ein wenig ausgeruht. Jetzt stieg er auf die Tribüne und setzte sich neben ein Mädchen. Ich verfolgte ihn mit dem Blick und überlegte, was für ein Mensch das sein musste, der auf diese Weise ganz ruhig einen fremden Rollstuhl ausprobierte. Irgendetwas an ihm erinnerte mich an meinen Vater in jenen Tagen vor der Amputation, als er noch ein Gewicht hatte. Je länger ich den Mann ansah, desto größere Ähnlichkeit bekam er mit meinem Alten, als würde ich ihm mit meinen Blicken die fremden Gesichtszüge aufkleben. Ich fixierte ihn, aber er beobachtete ruhig die Menschen unter sich, wie sie ritten. Und dann bemerkte ich, dass das Mädchen, neben das er sich gesetzt hatte, mich fixierte. Sie glaubte, ich würde sie anstarren. Ich wandte den Blick ab, weil es mir unangenehm war, aber dann wandte ich ihn ihr wieder zu. Auch sie kam mir bekannt vor, und alles zusammen war wie eine große Verschwörung, in die wir in dem Moment hineingeraten waren, als wir das Haus betreten hatten. Allerdings zeigte sie ein Lächeln. Sie trug langes schwarzes Haar mit einer Spange in Form einer großen knallroten Blume und eine rote Bluse mit Spitzenkragen. Sie sah aus wie eine Schönheit aus einem Film, der vor fünfzig Jahren spielte. Das einzige, was sie mit unserer Zeit verband, war ein diskretes Piercing an der Nase. Sie stand auf und kam lächelnd auf mich zu. Mir kam es so vor, als würde sie ein Bein etwas nachziehen, aber sonst ging sie normal. Plötzlich wusste ich: Wir kannten uns vom Schulflur her. Manchmal sah

ich sie, wenn ich mit dem Klassenbuch unter dem Arm zum Unterricht eilte, und sie setzte jedes Mal ein Lächeln auf. Sie ging in die vorletzte Klasse. Ich unterrichtete sie nicht, und unsere Kommunikation bestand nur aus dem Lächeln und einem Gruß. Jetzt kam sie sehr herzlich auf mich zu, als würden wir uns schon lange kennen.

– Professor, was machen Sie hier? – sagte sie und blieb neben mir stehen. Der Dicke begleitete sie mit gleichgültigem Blick.

– Ich bin mit einer Nachbarin hier – sagte ich. – Sie hatte einen Verkehrsunfall.

– Ach so – sagte sie – ich dachte, das wäre Ihr Kind. Ich weiß nicht, warum ich das gedacht habe.

Sie deutete auf ein graues Pferd, das von einem Mann langsam am Zügel geführt wurde. Darauf war mit Riemen ein Knabe festgebunden, der nicht älter als zehn sein konnte. Aus dem Sattel ragte eine Art Edelstahlbügel auf, an dem er lehnte und an dem seine Schultern festgemacht waren. Er diente ihm als Rückgrat.

– Zum Glück ist es das nicht – sagte ich. Vielleicht gehörte es sich nicht, dieses „zum Glück“, aber ich sagte es.

Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich.

– Echt gut, dass ich Sie getroffen habe – sagte sie. – Ich hatte vor, zu Ihnen zu kommen.

– Ja?

– Ich habe einen Roman geschrieben, den wollte ich Ihnen bringen, damit Sie mir sagen, was Sie davon halten.

Daran war ich gewöhnt. Die Schüler brachten mir ständig ihre Manuskripte.

– Es würde mich freuen – sagte ich wie immer.

– Super, ich habe es gewusst, vielen Dank, Professor.

Und dabei klopfte sie mir auf die Schulter. Völlig unschuldig und freundschaftlich. Es hatte nichts Krampfhaftes, sondern war eine kaum spürbare Berührung. In dem Augenblick kam Marta in langsamem Trab an uns vorüber. Sie hielt den Zügel mit einer Hand und wirkte erstaunlich sicher. Beim Passieren lächelte sie mir zu, und wer sie so sah, hätte meinen können, dass mit ihr alles in Ordnung sei. Das Mädchen aus der Schule sah zuerst sie an, dann mich. Mit ziemlich neugierigem Blick.

– Das ist meine Nachbarin – erklärte ich.

In dem Moment wurde sie von jemandem gerufen und wandte sich schon zum Gehen.

– Ich muss ihn noch ein bisschen überarbeiten – sagte sie – dann kriegen Sie ihn.

Sie warf mir über die Schulter hinweg einen ziemlich koketten Blick zu, völlig anders als beim Herankommen. So als hätte Marta im Augenblick ihres Passierens etwas Ernstes und Gefährliches in Gang gesetzt. Ich folgte ihr mit den Augen, wie sie aufs Pferd stieg. Sie tat es geschickt, als würde sie schon lange reiten. Es gab eine seltsame Verbindung zwischen dem gesunden Typen, der im Rollstuhl gesessen und Ähnlichkeit mit meinem Vater hatte, und diesem Mädchen, das sich gesund auf ein Pferd mit einem Sattel für Invaliden schwang und das Tier zum Galopp antrieb. Vermutlich gab es in ihrer Familie jemand Behinderten, und da hatte auch sie angefangen zu reiten. So würde ich sie immer in Erinnerung behalten: wie sie im Sturm an den leeren Rollstühlen vorbeigaloppierte und das schwarze Haar hinter ihr herflatterte.

#3. Ein Pferderoman

Ich war vierundvierzig, und das wurde mir am deutlichsten klar auf dem Schulflur. Genau elf Jahre älter, als Christus war, als er gekreuzigt wurde, und kaum weniger als Winston Churchill, als er sagte: „Wer in jungen Jahren kein Kommunist ist, hat kein Herz, wer es im Alter immer noch ist, hat keinen Verstand.“ Das waren Menschen, die etwas aus ihrem Leben gemacht haben. Und wussten, wann was zu tun war. Und was tat ich gerade? Während ich mit dem Klassenbuch unterm Arm aus der Klasse kam und Richtung Lehrerzimmer ging, suchte ich mit den Augen das Mädchen, das mich am Samstag im Behindertenhippodrom angesprochen hatte. Ihr Gesichtsausdruck, als sie sich umdrehte, um mich noch einmal anzusehen, und der Galopp an den leeren Rollstühlen vorüber wollten mir einfach nicht aus dem Kopf. Die vierte Stunde war vorüber, und noch hatte ich sie nicht gesehen. Nach allen Regeln hätte das schon geschehen müssen, denn die meisten Klassen waren in diesem oberen Flur untergebracht, und wenn man jemanden suchte, war er leicht zu finden. Das wusste ich schon seit neunundzwanzig Jahren, seit ich an diesem Gymnasium selbst in die erste Klasse gegangen war. Damals habe ich den Mädchen und ihren Hintern in den zu engen Jeans genauso hinterher gesehen, wie ich es jetzt tat. Und sie unerreichbar damals wie jetzt. Aber zwischen diesen beiden Blicken lagen dreißig Jahre. Die Lebenszeit eines Neandertalers.

Anfang der fünften Stunde begriff ich, dass sie wahrscheinlich nicht in der Schule war, denn bis dahin hätte ich sie sicher bemerkt, und in der Pause zwischen der fünften und der sechsten Stunde sagte der Direktor, wir sollten nicht auseinanderlaufen, nach dem Unterricht gebe es eine Sitzung.

– Nur kurz – sagte er – wir haben einen Antrag auf eine Fachprüfung.

Es hätte nur eine dieser formalen, raschen Sitzungen werden sollen, die wir oft wegen irgendwelcher Anträge und Beschwerden von Schülern hatten. Hätte, sage ich, denn sie verwandelte sich in etwas anderes. Die Sitzung wurde von unserer jungen Kollegin aus Musik, Klassenlehrerin der 12a, mit dem Verlesen des Antrags eröffnet, den die Mutter der Schülerin Marina Brek, so klang es wenigstens, gestellt hatte, die wegen neurologisch bedingter Probleme und häufigen Fehlens um die Genehmigung ansuchte, Einzelprüfungen in den Fächern ablegen zu dürfen. Den ärztlichen Bescheinigungen, die von der Klassenlehrerin verlesen wurden, war zu entnehmen, dass sie gewisse Probleme mit dem Sehen hatte. Es habe so ausgesehen, als habe sie die Sehkraft verloren, die sei aber nach einiger Zeit zurückgekehrt. Dann sagte jemand:

– Es ist nicht nur die Sehkraft, sie hat auch motorische Störungen.

Ich glaube, es war die Turnlehrerin. Jetzt begriff ich. Sie kam nicht zur Schule, das Bein, das sie

nachzog, der Gesichtsausdruck, als ich gesagt hatte, es sei ein Glück, dass der Knabe mit der Metallstütze für das Rückgrat nicht mein Sohn sei. Die Biologielehrerin, deren Mann im Krankenhaus Rebro als Neurologe tätig war, erklärte uns den Sachverhalt. Die Diagnose stehe noch nicht fest, aber man tippe auf Multiple Sklerose.

Was ich in dem Moment empfand, lässt sich schwer beschreiben. Es war eine Zärtlichkeit, die Marina betraf und ihr Kind. Würde ihr jemand ein Kind machen, dachte ich, würde sie es im Rollstuhl säugen. Ich weiß nicht, warum ich gerade das dachte, es war mehr das Bild eines großen leeren Zimmers mit einer Glaswand, die sich zum Garten hin öffnete, und Marinas, wie sie, im Rollstuhl sitzend, das Kind an der Brust in den Schlaf wiegte. Eine gottgefällige Szene.

Schon seit je war ich ins Unglück verliebt. Die erste Beziehung dieser Art war mir auf Rab widerfahren, zur Sommerzeit, mit einer Frau, die vierzehn Jahre älter gewesen war als ich. Ich hatte sie auf dem Rücksitz eines Autos mit belgischem Kennzeichen gesehen, in einer Fahrzeugkolonne, die von der Fähre in die Stadt geschlichen kam. Mit dem kurzen dunklen Haar, dem schmalen, hageren Gesicht sah sie aus wie Françoise Sagan. Durch das offene Fenster reichte ich ihr eine Oleanderblüte. Ihre Begeisterung war der Situation keineswegs angemessen: Es sah aus, als wäre ich, zusammen mit dieser halbverwelkten Blüte, das einzige Schöne, das ihr seit langer Zeit widerfahren war. Wir begannen zusammen auszugehen. Sie erzählte mir, sie sei mit ihrem Bruder und dessen Familie auf Urlaub hier und habe ihre eigenen Kinder zu Hause gelassen. Vor weniger als einem Jahr sei ihr Mann bei einem Verkehrsunfall umgekommen, ertrunken in einem kaum dreißig Zentimeter tiefen Wasser. Er hatte zwei Kinder zurückgelassen: einen Jungen und ein Mädchen. Das Mädchen war älter, das war auf dem Foto gut zu sehen. Ich führte sie in Restaurants und kleine Weinkeller. Bezahlt wurde natürlich von ihrem Geld. Anschließend spazierten wir durch die leeren Straßen und Parks der Stadt. Ihre Trauer ließ sichtlich nach. Dazu trug, neben dem einen Jahr, auch das Mittelmeer bei. Es ist ein leichtes, wenn man in diesen empfindlichen Fragen die Natur zum Verbündeten hat. Wenn wir im Bett waren, krampfte sie sich zusammen, als würde sich die ganze Trauer in diesem einen Augenblick zusammenballen und sich qualitativ verändern. Überhaupt war unsere ganze Beziehung von zwei Dingen gekennzeichnet: von ihrem Unglück und von ihrer Hässlichkeit. Das Unglück zog mich an, und die Hässlichkeit war nicht eindeutig. Manchmal, und aus bestimmtem Blickwinkel betrachtet, sah sie ziemlich gut aus, und man hätte durchaus denken können, dass sie eine besondere, verfeinerte Schönheit an sich hatte, bis sich Marie ungeschickt drehte und sich von der Seite zeigte. Dann aber war sie wirklich hässlich, denn da kamen die seltsame Kopfform und ihr Buckel zum Ausdruck, als würde sie eine schwere Last auf dem Rücken tragen. Und so kämpften diese Hässlichkeit und die Schönheit ein Gutteil jenes Sommers in mir miteinander. Wenn ich meinen Freunden von ihr erzählte, erwähnte ich nicht, wie sie war: schön, hässlich oder sexy, sondern nur, dass sie ihren Mann bei einem

Verkehrsunfall verloren habe. Als hätte ich mich in dieses Unglück verliebt. Aber die Liebe zu den Unglücken ist noch unbeständiger als die Liebe zu den Menschen. Deshalb hörte ich auf, sie zu lieben, noch während wir zusammen waren. Dabei half mir ihre Hässlichkeit. In den letzten Tagen ihres Urlaubs erklärte sie mir, dass sie bereit sei, neuerlich für zehn Tage auf die Insel zu kommen, dass ihr an mir liege, dass sie die Kinder bei ihrer Mutter lassen und wieder herkommen würde. Sie fragte mich, ob ich das wolle. Ich sagte, dass ich es wolle, aber eigentlich wartete ich nur darauf, dass sie wegfuhr. Was später sein würde, kümmerte mich nicht. Vielleicht habe ich sie auch nicht ernst genommen.

Als sie wieder da war, begegneten wir uns auf der Terrasse des Hotels Imperial, und ich tat so, als würde ich sie nicht kennen. Mir fiel einfach keine bessere Taktik ein. Sie war mit einer Freundin gekommen, einer noch Hässlicheren. Mit Unterstützung dieser Freundin, deren Hässlichkeit nicht wegzudiskutieren war, hatte auch bei ihr das Hässliche definitiv das Übergewicht gewonnen. So blieb sie dort auf der Terrasse stehen, zuerst verwundert – bestimmt glaubte sie im ersten Moment, ich hätte sie nicht gesehen – und dann geschockt, traurig, wütend. Die Trauer kehrte zurück, metastasierte in kürzester Zeit, und Marie schloss sich in ihr Hotelzimmer ein in der Absicht, sowohl mich als auch sich selbst als auch ihren Mann zu beweinen, und in einem zweiten Anlauf auch die Insel und das Mittelmeer und schließlich die ganze Welt. Dann heiratete sie jedoch einen Inselbewohner. Nach zehn Tagen waren sie miteinander gegangen. Sie zog mit den Kindern her, so dass ich in den folgenden Jahren auf dem Markt und in der Hauptstraße mit meiner Schweinerei live konfrontiert wurde. Wir grüßten uns nicht. Ich erfand eine Reihe von Taktiken, ihr nicht zu begegnen, aber irgendwie brannte mich auch die Eifersucht, weil sie mich so rasch ersetzt hatte. Jetzt begriff ich, dass sie sich eigentlich in die Insel verliebt hatte. Ich in das Unglück, sie in die Insel. Die war ja letztlich auch um so vieles größer und schöner als ich.

Nach der Sitzung ließ die Kraft des schönen Bildes von Kind und Mutter im Rollstuhl etwas nach, und da ich Marina in den folgenden Tagen nicht auf dem Flur sah, hatte ich es bald vollständig vergessen. Sie zeigte sich erst später wieder, ganz unspektakulär. Sie hatte nichts Farbigen an sich wie damals beim Reiten, nur Jeans und ein einfaches graues T-Shirt. Jemand stand vor ihr, so dass ich nur etwas von ihrem schwarzen Haar und den gewölbten Hintern sehen konnte. Im ersten Moment habe ich sie gar nicht erkannt, bis das Mädchen, das sie verdeckte, ein wenig zur Seite trat. Sie sprach mit einem Jungen und war heftig am Gestikulieren. Ich konnte ihre Arme allerdings nicht zur Gänze sehen, nur die Bewegung der Oberarme. Ich tat so, als hätte ich sie nicht bemerkt, und zog mich in die Sicherheit des Klassenraums zurück. Das zweite Mal an diesem Tag sah ich sie nach dem Unterricht vor der Schule, durch das Fenster. Sie stand in einer Gruppe von Mädchen und lachte, und als sie den Blick zum Fenster hob, trat ich rasch zurück. Auch dieses Mal wurde sie von einem der Mädchen verdeckt, so dass ich nur ihren Kopf und einen Teil der Schultern sehen konnte.

Etwas Ähnliches ereignete sich zu Hause. Dazu, dass ich meine Frau vergaß, während sie auf der Toilette war, kam noch etwas: Auch sie begann ich in filmischen Bildern zu sehen. Zum Beispiel den Teil des Beines, der unter dem Tisch hervorschaute, wenn sie im Wohnzimmer saß und ich vom Flur hereinsah, oder nur Rumpf und Beine, wenn sie sich aus dem Fenster beugte und ich mich ihr von hinten näherte, so dass es aussah, als hätte ihr jemand Kopf und Schultern abgeschnitten. Oder in einem Augenblick nur den Kopf, der über den Rand der Schranktür schaute, die sie gerade geöffnet hätte, um einen BH herauszunehmen. Nie zuvor hatte ich sie so gesehen, seit je war sie eine Ganzheit gewesen. Jetzt hatte ihre Ganzheitlichkeit angefangen nachzulassen, als würde sie in Stücke zerfallen. Zur gleichen Zeit sah es in der Schule so aus, als würde Marina aus ähnlichen Stückchen zusammenwachsen.

Sie kam gleich am Montag zu mir. Ich ging auf meinem Weg zum Lehrerzimmer gerade den Flur hinunter, ringsum spähend, ob ich vielleicht irgendwo ein größeres Stück von Marina zu sehen bekäme, als sie von selbst, ganz unverhofft, von hinten herankam und sich dabei in einem schönen großen Stück zeigte. Sie war gekleidet wie Frida Kahlo, wenn sie sich abmüht, sich selbst zu malen, und ging ganz normal.

– Professor – sagte sie –, hier bringe ich es. Wenn Sie sich erinnern.

Sie lächelte mich an wie damals auf dem Hippodrom und entnahm ihrer Tasche ein Manuskript.

– Ich melde mich bei dir, wenn ich es gelesen habe – sagte ich. Sie drehte sich um, sah mich noch einmal über die Schulter an und verlor sich zwischen den anderen Schülern. Zuerst dachte ich, ich würde einfach das Manuskript durchlesen und ihr auf dem Gang kurz sagen, was mir gefiele und was nicht. Doch dann erinnerte ich mich, dass Ines am Freitag über das Wochenende zu ihrer Schwester nach Pula fahren würde. Da könnte ich Marina einladen, wegen des Manuskripts zu mir in die Wohnung zu kommen. Das wäre nichts Schlimmes – sagte ich mir, auch ich habe damals meinen Lehrer in seiner Wohnung aufgesucht. Als wir zur Schule gingen, war das normal.

Ich las das Manuskript noch in derselben Nacht durch. Es war ein Roman über Pferde. Über eine vierköpfige Pferdefamilie. Der Vater war auf eine weite Reise gegangen, und auf die Mutter und die zwei Füllen lauerten verschiedenste Gefahren. Der Text war interessant und überraschend gut geschrieben. Während ich las, verwandelte sich Ines auf dem Kissen neben mir in ein Stückchen Schulter und ein Büschel Haare. Am nächsten Morgen sagte ich dem Mädchen, dass sie einen interessanten Roman geschrieben habe und dass wir uns ernsthaft darüber unterhalten müssten. Das dachte ich wirklich.

– Komm am Freitagabend zu mir – sagte ich, wobei ich mich bemühte, meine Stimme möglichst nonchalant klingen zu lassen. – Dir ist klar, dass an dem Text noch gearbeitet werden muss.

- Super! - sagte sie fröhlich.

Ich nahm ein Stück Papier, um ihr meine Adresse aufzuschreiben, aber sie sagte:

- Nicht nötig. Ich weiß, wo Sie wohnen.